

Katholisch, afrikanisch, schwul

Bezüglich Homosexualität gilt Südafrika als Insel der Toleranz auf dem Kontinent, aber öffentliches Engagement ist auch dort heikel

Kein Kontinent ist so homophob wie Afrika; auch Südafrika kann sich da trotz liberaler Verfassung nicht ausnehmen. Ausgerechnet ein katholischer Pfarrer hat in Johannesburg, gegen heftigen Widerstand, eine Schwulengruppe in seiner Gemeinde etabliert.

Christian Putsch, Johannesburg

Der Geistliche der Johannesburger Diözese passte einen ruhigen Moment ab, dann nahm er Pfarrer Russell Pollitt zur Seite. «Realisieren Sie eigentlich, dass es nicht gut für ihre Karriere ist, was Sie da tun?», fragte er mit gedämpfter Stimme, und es war mehr als Aufforderung denn als Frage gemeint. Pollitt lächelte. «Wenn das so sein sollte, dann ist es mir egal», entgegnete er, «dafür lebe ich nicht.»

Agitierender Kardinal

Seine überschaubaren Aufstiegschancen in der katholischen Kirche bekommt Pollitt immer wieder vor Augen geführt. Vor ein paar Tagen hat ihm ein befreundeter Theologe eine E-Mail geschickt, nachdem er einen südafrikanischen Zeitungsartikel über die Kirche gelesen hatte. Bewundernswert, schrieb er, und im PS: «Schade, dass ich Dich nie mit der Bischofs-Mitra sehen werde.» Die Zeitung berichtete darüber, dass Pollitt eine Gruppe für Schwule an seiner katholischen Kirchengemeinde eingerichtet hatte.

Das ist in einer katholischen Kirche eine Ungeheuerlichkeit, erst recht in Südafrika. Vor einigen Wochen sorgte der höchstrangige Katholik des Landes, Kardinal Wilfrid Napier, mit schwulenfeindlichen Aussagen für Schlagzeilen, als er die liberale Ehe-Rechtsprechung in Südafrika als Zugeständnis an den Westen kritisierte. «Mit der Homo-Ehe unterstützen wir eine Agenda von Aussen», sagte er, «das ist eine neue Form der Sklaverei.» Später wehrte er sich mit ganz eigener Logik gegen den Vorwurf der Schwulenfeindlichkeit: «Ich

kenne keine Schwulen, also kann ich auch nicht homophob sein.»

Aussagen wie diese zeigen, dass Südafrika womöglich doch nicht jene Insel der Toleranz darstellt, die seine Gesetze versprechen. Seit dem Jahr 2006 ist hier die Homo-Ehe legal, sie wird regelmäßig in einigen Kirchen vollzogen. «Die Kluft zwischen Verfassung und der Realität ist jedoch gewaltig», sagt Pollitt. Homosexualität gelte oft als «unafrikanisch» und nicht akzeptabel.

In 37 der 55 Länder auf dem Kontinent ist Homosexualität sogar von Staats wegen verboten. Bei den letzten Wahlen in Sambia, Simbabwe und Uganda setzten die regierenden Parteien das Thema im Wahlkampf ein und warfen der Opposition vor, gleichgeschlechtliche Liebe zu unterstützen. In Ländern wie Uganda und Malawi drohen mehrjährige Haftstrafen, auch wenn Malawis Präsidentin Joyce Banda zuletzt liberalere Gesetze in dieser Frage in Aussicht gestellt hat. Das geschah wohl nicht zuletzt wegen Drohungen aus England und den USA, Entwicklungshilfe als Druckmittel für die Dekriminalisierung einzusetzen.

Von aussen erahnt man die gesellschaftliche Relevanz von Pfarrer Pollitts unscheinbarem Kirchengebäude kaum. Die jesuitische Holy Trinity Church liegt, von Hochhäusern umzingelt, in der Johannesburger Innenstadt. Kleinbusse drängeln sich an dem Kirchengebäude vorbei. Nur ein paar Blocks weiter ist Hillbrow, ein Stadtteil, der wegen der höchsten Kriminalitätsraten des Landes berüchtigt geworden ist. Hier geht es nicht ums Leben, sondern ums Überleben. Vor 120 Jahren bauten Priester das Gebäude, um verarmte Immigranten – Opfer des Goldrauschs – zu unterstützen. Und noch immer ist die Kirche Zufluchtsort von Wirtschaftsflüchtlings aus allen Teilen Afrikas. Gold erwartet keiner von ihnen. Sie kommen für Gelegenheitsjobs nach Johannesburg, als Anstreicher, Bauarbeiter, Parkwächter, für ein paar Kupfer-Pennys als Lohn, die heute ähnlich umkämpft sind wie das Edelmetall, auf dem die Stadt einst errichtet wurde.

Pollitt hört von seinem Büro aus das unaufhörliche Hupen und Dröhnen der Autos. Ein Kreuz hängt an der Wand, einfache Holzregale tragen Hunderte Bücher, auf dem Schreibtisch stehen ein Laptop und eine Videokamera, mit der Pollitt christliche Botschaften für die Homepage der Kirche aufnimmt, zuletzt sogar eine, mit der er schwule Christen ausdrücklich ermutigt, Teil seiner Gemeinde zu werden.

Brutaler Alltag

Pollitt ist 39 Jahre alt, trägt T-Shirt und Jeans. Den weissen Römerkragen trägt er nur bei Gottesdiensten. Er zeigt auf die Bücher. Er habe sie alle gelesen, sagt der Jesuitenpater, «aber was passieren kann, ist, dass wir die Welt in Schwarz und Weiss einteilen. In der akademischen Welt passiert das schnell.» Mehr



Russell Pollitt
katholischer Priester

hat er im Gespräch gelernt. Hunderte sassen auf dem Stuhl mit dem abgewetzten Stoff und erzählten Dinge, die nicht in Büchern stehen.

Von der Nacht im vergangenen Winter etwa, als die Polizei bei minus zwei Grad Obdachlose zusammenschlug und ihre Decken verbrannte. Von Frauen, die abgetrieben haben, manchmal nach Vergewaltigungen, manchmal aber auch aus Angst, das Stipendium für das Studium zu verlieren. Von dem nigerianischen Einwanderer, der zunächst bei Verwandten in Hillbrow wohnte, dann aber auf die Strasse gesetzt wurde, als er ihnen seine Homosexualität offenbarte. «Ein Flüchtling in Johannesburg zu sein, macht einen verwundbar», sagt Pollitt, «aber ein schwuler Flüchtling zu sein, hat noch eine andere Dimension. Sie verlieren die Unterstützung ihrer Um-

gebung.» Vor fünf Jahren startete er die Schwulengruppe an seiner Kirche. Es klingt banal: ein Treffen pro Woche, wo Themen wie Verheimlichung oder HIV, aber auch Alltagsprobleme wie fehlende Papiere oder Arbeit diskutiert wurden. Er hatte den Erzbischof der Provinz um Erlaubnis gebeten. «Du musst tun, was du tun musst», hatte der nur geantwortet. Pollitt wertete das als «Ja».

Schmähbriefe

Die Reaktionen in der Gemeinde waren, vorsichtig ausgedrückt, reserviert. Der Pfarrer bekam Schmähbriefe. «Warum starten Sie nicht auch eine Gruppe für Vergewaltiger und Mörder?», schrieb einer. Eine Frau, die wegen der Gruppe die Gemeinde wechselte, schreibt noch immer jede Woche eine E-Mail, in der sie Pollitt beschimpft. Auch andere Priester in der Gegend lästerten massiv. Andere empfahlen schwulen Gläubigen verstoßen, sich an die Holy Trinity Church zu wenden. In ihrer eigenen Kirche wollten sie sich deren Sorgen nicht annehmen.

Täglich findet um 13 Uhr 10 der halbstündige Gottesdienst statt. Viele kommen während der Mittagspause. In der dritten Bank sitzt Dumisani Dube. Vor vier Jahren entfloher der 43-Jährige der Wirtschaftskrise in Simbabwe, inzwischen ist er Angestellter in einem Johannesburger Büro. Ein zurückhaltender Mann, seine Worte formt er mit leiser Stimme, aber gewaltigem Mut. Schon 1999 hat er einer simbabwischen Zeitung ein Interview über sein offenes schwules Leben in einem Land gegeben, in dem der Präsident Robert Mugabe Schwule als «schlimmer als Schweine und Hunde» diffamiert und Homosexualität als «Krankheit des weissen Mannes» brandmarkt. »Ich habe das Recht, der Mensch zu sein, der ich bin«, sagt Dube. «Damals wie heute.»

Verwandte wandten sich ab

Nach dem Gottesdienst sitzt Dube in einem Café und rührt nachdenklich in seiner Tasse. Über die Diskriminierungen in Simbabwe will der Aktivist nicht

reden. Er habe einiges mitgemacht, sagt er nur. Seit drei Jahren leitet er die schwule Kirchengruppe in Johannesburg. Rund dreissig Gemeinemitglieder gehören ihr an, sie treffen sich zu Gesprächen in einem Gemeinderaum, die meisten sind Flüchtlinge.

«Ich glaube, dass wir viele Menschenleben gerettet haben», sagt er. Es habe Mitglieder gegeben, die Selbstmord begehen wollten, weil sie HIV-positiv waren oder weil Verwandte sich wegen ihrer sexuellen Orientierung abwandten. «Wir geben ihnen emotionale Unterstützung und bringen sie mit den richtigen Organisationen in Kontakt», auch solchen, die kostenlos Kondome ausgeben. Sie in den Gemeindräumen selbst weiterzureichen, würde auch Pfarrer Pollitt nicht zulassen. Doch die Kirche finanzierte für die Johannesburger Schwulenparade «Gay Pride» T-Shirts mit dem Namen der Kirche und der Gruppe. Die Gläubigen trugen ein Kreuz, auf das sie Forderungen nach mehr Toleranz gegenüber Homosexuellen geschrieben hatten. Längst gehören sie in der Gemeinde zu den engagierten Mitgliedern, helfen in der Suppenküche und bei Spendensammlungen.

Strenggläubig

Dube rührt noch immer in seinem Kaffee. Er ist strenggläubiger Katholik, schon immer, für immer. Und er ist schwul, schon immer, er wird es immer sein. «Ich habe das als einen Kontrast in meinem Leben akzeptiert», sagt er. Viele Gemeinemitglieder nicht. Seine Handynummer ist auf der Homepage der Kirche veröffentlicht für Interessenten, die Teil der Gruppe werden wollen. Stattdessen bekommt er oft aufgebrauchte Anrufe. Er zeigt eine SMS: «Weisst Du nicht, was in der Bibel steht?», fragt der anonyme Absender. Jeder habe ein Recht auf eine eigene Meinung, sagt Dube. «Ich bleibe ruhig, egal, was mir die Leute an den Kopf werfen. Dann biete ich ihnen an, dass wir uns zusammensetzen und darüber reden. Du stellst Fragen, ich stelle Fragen.» Angenommen hat das Angebot bisher niemand.

Meinung & Debatte, Seite 23